

Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]

Autor(en): **Vuilleumier, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 25

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

5. Fortsetzung

Herr von Stäger wollte nicht nur als Schwerenöter einer jungen Frau Komplimente machen. Er gehörte nicht zu dieser Art Vorgesetzten. So wollte Trini auch in Amerika bald eine Stelle finden, Dollars verdienen, den Karren fröhlich so lange allein ziehen, bis sich ein Zweites, vor allem Peter oder aber auch Mutter, neben sie ins Joch einspannte.

Sie schloss ihre schmalen Hände zu Fäustchen, entdeckte ihr eigenes lachendes Gesicht in einem der vielen Spiegel an der Wand: „wir nehmen's mit allen auf“, nickte sie sich selber zu und das Spiegelbild nickte im gleichen Übermut zurück: „auch mit dem gefürchteten Amerika“. Wieder blinzelten sie die eigenen Augen zustimmend an: „wir fürchten uns selbst vor dem drohenden Riesen Neuyork nicht“. Heftig schüttelte das Spiegelbild den Lockenschopf.

Grossvaters Traum von ihrer Sendung?

Trini wandte den Kopf nach der Schiffsluke, die gerade über ihrem Schreibtisch angebracht war. Draussen blieb der helle Tag immer noch in dicke Watte eingewickelt. Das Nebelhorn hupte in kurzen Unterbrüchen, die „France“ rollte langsam und bedächtig von links nach rechts, von rechts nach links.

Ihre Sendung...?

Ein Lächeln spielte um Trinis Mundwinkel: vorläufig noch lange ein Traum. Natürlich die Stunden bei Grossvater wurden fortgesetzt, schon um dem lieben Alten eine Freude nicht zu verderben. Gut tat das Üben auf alle Fälle, die Tagesarbeit sollte es nicht stören, im Gegenteil! Ein paar frohe Lieder waren für Trini eine Lebensnotwendigkeit, aus welcher sie Kraft schöpfte. Sie hatte immer gesungen, als kleines Kind schon, wie der Vogel singt und zwitschert. Für Trini waren Musik und Gesang, was für die reichen Herrschaften der ersten Klasse ein wichtiges Empfehlungsschreiben, ein Kreditbrief sein mochten: sie gaben ihr ein Gefühl von Zuversicht und von Sicherheit.

Sie dachte an daheim.

Sieben Uhr! Zum ersten Mal fiel ihr ein, dass sich der Zeiger der Uhr zwi-

schen hier und der Schweiz bereits um Stunden verschoben hatte. Da war es ihr, als habe sie eine Grenze überschritten, als sei etwas gelöst, das sich früher nicht lösen liess. Sie spürte die Trennung von daheim, als entdeckte sie plötzlich den Graben, der zwischen der alten und der neuen Welt aufgerissen wurde.

Wie Trini später unter die Türe wieder zum Deck hinaustrat, war die Sonne hinter dem Nebel schon fühlbar. Sie zeichnete unbestimmte, dünne Schatten in die dicke, graue Luft. Das Meer war jetzt rings um das Schiff zu erkennen. Silberner Glanz lag auf den Wogen.

Gegen Mittag erhob sich ein Wind. Er zerriss den Nebel und verjagte ihn. Er trieb tiefe, schwarze Wolken über den niedern Himmel und löschte den Glanz auf den Wassern aus. Das Meer wogte graublau und dickflüssig. Die Unruhe kroch in den Ozean hinein. Seine Wellen stiegen höher und rascher. Sie trugen weisse Schaumkronen, die der Wind wegspritzte. In dünnen Tönen begann es in Seilen und Masten zu singen. Der Horizont, der eben noch eine gleichmässige, gerade Linie gewesen war, die auf und nieder glitt, zerbrach in viele Stücke, welche sich gegeneinander aufkeilten. Einzelne Wellen sprangen frech am Schiff empor und platschten lärmend auf Deck. Ihr Wasser rann in vielen kleinen Bächen über den Holzboden. Als habe eine unsichtbare Hand den Dampfer plötzlich in die Höhe, so stieg die „France“ steil aus dem Meere und tauchte ebenso steil wieder nieder, dass die Wogen über ihr zusammenkrachten.

Eifrig eilten die Stewards von Luke zu Luke, verriegelten und verschraubten die runden Eisenläden. Die Türen nach dem offenen Deck wurden geschlossen. Schon rann das Wasser unter ihnen vorbei in den Rauchsalon. Ein Offizier schob sich neben Trini ins Freie hinaus, erzwang sich gegen den tobenden Wind den Ausgang. Er trug Öltuchmantel und Kapuze und die hohen Stiefel, die weit über die Knie hinaufreichten.

Stühle und Tische wurden am Boden eingehängt und verankert, niedere Holzrähmchen um die Tischplatten geschraubt. Man spürte das Stampfen und

Rattern der Maschinen deutlich, der ganze Schiffsrumpf erzitterte. Die Schläge der Wellen gegen die dünne Wand klangen wie Kanonenschüsse.

Trini zog es vor, in die Kabine zurückzukehren. Wie betrunken schwankte sie in dem unruhig hin und her rollenden, schmalen Gang von Wand zu Wand, hatte Mühe, über die Treppe ein Stockwerk tiefer zu klettern, ohne Kopf voran zu stürzen. Mit einem neugierig-fröhlichen: „Jetzt kann, glaub ich, der Tanz erst recht losgehen!“ trat sie in die Kabine, auf deren Boden die Koffer bereits der Bewegung des Schiffes folgend, nach allen Winkeln rutschten.

„Gibt's Sturm?“ fragte die kleine, ängstliche Frau Schmidlin vom Bett aus.

„Ich denke, wir haben ihn schon, es gibt ihn nicht erst“, tröstete Trini vergnügt, „auch das muss man auf einer Seefahrt erlebt haben, Frau Schmidlin, sonst meinten wir, nur über den Zürichsee zu gondeln“.

In diesem Augenblick neigte sich die „France“ so weit nach vorne, dass die Schraube am Stern des Schiffes aus dem Wasser schoss und sich in der Luft donnernd drehte. Die „France“ erbebt wie unter den Schlägen einer riesigen Faust. Frau Schmidlin schrie kurz auf und presste ihr bleiches Gesicht in das kleine Kissen.

Bei den Männern beharrte einzig Grossvater Frei eigensinnig darauf, er gelte nach oben, ein ehemaliger Seekapitän dürfe auch im Sturm nicht schwächlich sein. . . Er lachte verschmitzt. Niemand hielt ihn zurück. Niemand hörte überhaupt auf seine stammelnden Erklärungen. Er verschwand hinter der Türe, hin und her geworfen wie ein Spielball.

Dem Polen war es sterbenselend. Gelb und wimmernd lag er in seiner Koje. Er erbrach sich, bis Galle kam und krümmte sich wie ein Wurm. Alles Überlegene den Herrn spielen wollen war weggeblasen. Er sah jämmerlicher aus wie alle andern, trotzdem es auch Peter nicht am wohlsten war. Er blieb ausgestreckt auf dem Rücken liegen und wagte nicht den Kopf zu heben. Das Meer wütete. Die Zeit schien endlos. Es musste längst wieder Nacht geworden sein. Der Gong rief zum Essen. Niemand meldete sich. Immer wieder senkte sich die „France“ tief nach der einen und der andern Seite, zögerte eine Weile, als besinne sie sich, ob sie sich nicht gerade ganz umdrehen wolle, und richtete sich zitternd auf. Die Flaschen und Gläser im Toilettengestell zwischen den Betten klirrten und lärmten. Peter schlief ein, wachte auf, fand die Kabine dunkel, da jemand das Licht gelöscht hatte, schlief von neuem ein. Im Bett gegenüber lag Pratschinsky in eckiger Bewegung wie ein Verunglückter, den Kopf schief auf den Hals geschraubt, den Mund, durch den sein Schnarcheln würgte, sägte, verstummte, neu anfangend und grausam offen. Auch Grossvater Frei hatte sich unter die Decken ver-



Blick auf den Davoser See mit Davos, im Hintergrund das Tinzenhorn im Albulatal

krochen. Ein glückliches Lächeln lag über seinem Gesicht. Gegen Morgen liess der Sturm langsam nach, keiner der Männer achtete darauf.

Als Trini erwachte, lauschte sie gespannt eine Weile. Das Tosen und donnende Rauschen waren verstummt. Die Maschinen arbeiteten irgendwo in der Nähe mit gleichmässigem dumpfem Stampfen. Die Wellen neben der dünnen Wand klangen wie ein fliessender Strom. Und Trini dachte beglückt: nun geht es vorwärts, vorwärts, immer vorwärts, als müssten wir die Verspätung einholen, die Sturm und Nebel der „France“ bestimmt gebracht haben. Die Zeit wurde Trini lang, trotzdem sie die Meerfahrt liebte. Sie war ungeduldig, bald landen zu dürfen, bald zugreifen, arbeiten zu können, bald den Kampf mir der neuen Welt aufzunehmen. Sie war die erste an Deck. Ein paar Wolken lagen noch flach über dem Horizont, über den eine rote, festliche Stimmung aufging.

An einem strahlenden Nachmittag fuhr die „France“ langsam neben der Freiheitsstatue vorbei und, vom Piloten gesteuert, in den Hafen von Neuyrok ein. Grossvater Frei, Mutter Bigler und

die kleine, ungeduldig aufgeregte Frau Schmidlin standen staunend an der Reeling und sahen die Riesenhäuser in den klaren Himmel hinaufschliessen. Sie hörten den Lärm der vielen Schiffe ringsum, schauten den eifrigen Fährebooten nach, die die Bucht kreuzten. „Dort ist die Brooklynbrücke“, erklärte Grossvater Frei, der das Bild aus einem alten Stereoskop kannte, „und das ist... und das ist...“

Er vollendete den Satz nie, zeigte mit ausgestrecktem Arm schon nach etwas anderem, die vielen Namen waren ihm entfallen, auch wenn ihm die Dinge vertraut schienen. Die Stunde kam ihm wie etwas bereits Erlebtes vor, dennoch zitterte er vor Aufregung am ganzen Körper. Er suchte Trini unter den Reisenden, die sich neben ihm drängten und gestikulierten und alle miteinander in den verschiedensten Sprachen der Welt kauderwelschten und erklärten und in Lachen und Rufe ausbrachen.

Aber Trini hatte drunten in der Kabine zu tun. Es war für die andern wiederum selbstverständlich gewesen, dass sie die notwendigen Formalitäten für alle besorgte, dass sie darüber wachte,

dass die Koffer zur rechten Zeit geholt und verladen wurden, um zur rechten Zeit ausgeschifft zu werden; dass sie die Papiere ausfüllte und dem Einreiseoffizier die Angaben über die Familie und gleichzeitig auch über das Ehepaar Schmidlin machte. Es ging ja in einem zu und Trini verstand sich auf all das ausgezeichnet.

Sie wäre wohl lieber draussen auf Deck am Sonnenschein gestanden, um die Einfahrt mitzuerleben. Aber sie war dennoch stolz, dass man ihr auch hier die schwierigen Aufgaben überliess. Die andern zählten auf sie und fühlten sich unter ihren Anweisungen geborgen.

Ab und zu warf sie einen kurzen Blick durch die weit offen stehende Schiffs Luke und sah erstaunt, wie Häuser mit grauen und roten Wänden, mit zahllosen Fenstern und riesigen Aufschriften ganz nahe an das Schiff heranrückten, sich langsam vorbeibewegten. Trini suchte die Aufschriften zu entziffern. Sie hörte das Hupen von Automobilen, das Kreischen und Schnurren der Krane. Man war auf einmal mitten in der Grossstadt. Ein Tramwagen klingelte. Nach der langen Fahrt über die einsamen Wasser des

Atlantischen wirkte dieses plötzliche Auftauchen von Stadtlärm und Stadttreiben wie ein Zauber. Das Schiff musste sich langsam drehen, die Fassaden und Fenster wanderten zurück, verschoben sich.

Trini konnte den Geheimnissen des Manövrierens nicht lange nachhinken, ein Steward kam und rief. Sie musste neue Auskünfte erteilen. Eine Glocke läutete im Schiffsinnen. Man versammelte die Passagiere im Essaal zum Aussteigen.

Peter hat das Läuten nicht gehört. Er steht mit Pratschinsky und Piantini weit hinten an der Reeling des oberen Decks der ersten Klasse. Seit der Einfahrt sind die Türen überall geöffnet. Prat kümmernd sich nicht mehr um das strikte Verbot, das für alle Reisenden besteht, sich in den Gängen der andern Klassen aufzuhalten. Niemand weist ihn zurecht.

Er hatte die Seekrankheit vergessen, die alte freche Überlegenheit wiedergewonnen. Der kleine Italiener stellt neben ihm die Brust und kommt sich gross vor. Beide, Prat und Piantini, sind von einer auffälligen Eleganz, die Peter sei seinem bescheidenen Schweizergewändchen doppelt peinlich empfindet.

Auch Prat erklärt, was es bei der Einfahrt alles zu sehen gibt. Der Italiener wiederholt die Erklärungen des Chefs wie ein Echo. Peter nickt und staunt. Er beneidet die beiden andern, die sich in Amerika schon derart dabei fühlen. Er begreift, dass sie über einen Neuling lachen und ihn als Greenhorn verspotten müssen. Sie spielen sich wie alleingesessene New Yorker auf. Sie bedeuten ihm, dass er noch viel zu lernen habe und dass die Lehre hier drüben keine leichte sei. Besonders Pratschinsky unterstrich das auch heute wieder bei jeder Gelegenheit.

Er gibt Peter die Adresse der Pinte an der Mulberrystreet. Leicht zu finden, nächste Untergrundbahnstation: Canalstreet, dort sei er immer zu treffen. Peter dankt, er wird es nicht vergessen.

Prat lacht kurz und gnädig und zündet sich eine Zigarette an, die er im Mundwinkel hängen lässt, während er das Stadtbild weiter erläutert. Dann treibt sie ein Steward ohne viel Umstände nach den Kabinen zurück. Man landet. „Wenn Sie nicht auf der France“ bleiben und nach Europa zurückkehren wollen...?“ lacht der Mann.

„Hell, no!“ spuckt Prat verächtlich aus.

Als Peter später drunten bei den andern Passagieren dritter Klasse zusammengekrümmt hinter der noch verschlossenen Füre darauf wartet, bis die Stege angelegt sind, über welche man zum Dock hinausklettert, fällt ihm auf einmal ein, dass er ja die Einwanderkontrolle ohne Schwierigkeiten überstanden hat! In der Aufregung der Ankunft hatte er gänzlich vergessen, dass man auch hier noch einmal seine Papiere prüfte, dass auch hier noch ein letztes Mal alles auf dem Spiele stand...

Er besam sich, was alles gegangen war: eine rasche Arztvisite, dann der Einwanderungskommissär hinter dem kleinen Tisch, freundlich und ohne viel viel Federlesens, einige geschäftige Fragen, die ein Steward, der als Dolmetsch antrete, übersetzte und deren Antworten der Kommissär zu befriedigen schien.

Schweizer? Nun ja, sagte Peter stockend. Der Offizier lachte vergnügt: „schönes Land, die Schweiz; brave Leute, die Schweizer...“ Zum ersten Mal erlebt Peter überrascht, welche ein Freipass das Schweizersein in der Welt bedeutete. Er begriff nicht, weshalb man gegen ihn freundlich sein sollte als gegen die andern. Aber es war so und Peter hatte das Gefühl, dass bei näherer Überlegung alles richtig und wohl verdient sei, obwohl er auch nach näherer Überlegung nicht zu erklären vermochte, womit er diesen selbstverständlich freundlichen Empfang je verdient haben könnte!

3. Kapitel

„Dass es schon ein Jahr her sein soll, ein volles Jahr? Es ist nicht zu glauben...“

„So rasch vergeht die Zeit, Mrs. Bigler, so rasch vergeht sie bei uns...“

„Sie verging auch drüben manchmal wie ein Schnauf“, meinte Mutter Bigler nachdenklich, „aber wo dieses ganze Jahr hingekommen ist, kann ich doch nicht fassen.“

„Neue Jahre, schwere Jahre, haben es meistens noch eiliger als die gewöhnlichen“, antwortete Frau Chase, die Nachbarin, die mit Mutter Bigler, Grossvater Frei und Trini an diesem Späth Herbstabend in der geräumigen Küche der Bigler-Wohnung an der 85ten Strasse sass.

Der Tee dampfte in den Tassen. Auf der weissen Porzellanplatte lagen dunkelbraune Scheiben aus warmen Fleischkäse. Kartoffelsalat glänzte hellgolden in der viereckigen Schüssel. Mutter Bigler lud Frau Chase dann und wann zum Abendessen ein, was die kleine, feingliedrige Witwe, die allein im untern Stock hauste, gerne annahm. Nicht dass es ihr schlecht gegangen wäre und sie fremde Hilfe nötig gehabt hätte. Es ging in diesem eigenartigen Land niemandem schlecht. Aber Mrs. Chase hatte sich in den vielen Jahren ihres Witwentums an das Alleinsein noch nicht gewöhnen können. Sie musste einen Menschen neben sich haben, den sie den unerschöpflichen Schatz ihrer alltäglichen Erlebnisse anvertrauen durfte.

„Zu schwer war das Jahr entschieden nicht, für uns“, überlegte Trini laut, „wir haben sogleich Arbeit und Verdienst gefunden. Es ist uns ja nie so jämmerlich schlecht gegangen, wie es uns die Schwarzseher damals vorausgesehen, nicht einmal damals, in der dunklen Wohnung an der Broomstreet. War das ein Schmutz!“

(Fortsetzung folgt)

AUFTAKT IM BERNER OBERLAND

Im Unterland und in den Schweizer Südländern ist man ziemlich unbemerkt von dem Kriegszustand in der jetzigen Periode. Auch sie haben sich glänzend angepasst. Schon während des Krieges hatte jedermann seinen Beruf, den Produzenten wurden Waren, kaum fertig, entzogen. Die Arbeiterlosigkeit ist das Gegenstück, eine nie erlebte Ueberbeschäftigung eingetreten. Handel und Wandel blühen.

Im Berner Oberland tritt man neue, ununiformierte Gäste, die amerikanischen Armeeverläufer, Soldaten aller Rassen und Sprachen. Auch sie haben sich glänzend angepasst. Schon während des Krieges hatte jedermann seinen Beruf, den Produzenten wurden Waren, kaum fertig, entzogen. Die Arbeiterlosigkeit ist das Gegenstück, eine nie erlebte Ueberbeschäftigung eingetreten. Handel und Wandel blühen.



Ein Kutscher-Wettbewerben, die zellster Prüfung ist am 2. Juli in Interlaken in Form eines Concours de Flacres ausgetragen worden, wobei von Bahnhofs Interlaken Ost bis zum Bahnhofs Interlaken West und zurück die Ortschaft im Zickzack durchfahren werden mussten. Die originellen Kostüme, Fahrgäste, unter denen auch eine Anzahl der schmucken Landtrachten vertreten waren, wurden durch humoristisch-folkloristische Veranstaltung ihr eigenes Gepräge. Unser Bild zeigt, wie ein Fahrgast versucht, den „Motors“ eines Konkurrenzteams zu stechen!

neue Zeit anders, irgendeine sichtsreicher in Erscheinung tritt. Die oberländischen Kurorte, die der Reduit-Stellung, stammten aus der Schweiz Militär dabei haben alle Stationen auch ein sprechender militärisches Gepräge erhalten. Man hat sie gerne gesehen, die feldgrauen Schweizer nicht nur aus Sympathie zu dem me, sondern, wir dürfen es nichtlichen Gründen waren im Berner Oberland die militärischen Schweizer gäste willkommen, und man hat die Freundschaft wurde gegenüber sicher lange in die Zukunft einreichen wird. Das Armee-Commando und das General-Commando danken ist. Mit dem Kriegsausbruch also vor Jahresfrist, wurde ein grösseres Armee-Stellen, dem in sere Feldgrauen. An Ihre Stelle

zur Nordsee scheidet. Prachtige Tagestouren bilden auch die Schönege Platte mit der anschliessenden Gebirgswanderung Faulhorn — Grindelwald, das Briener Rothorn mit dem Wanderweg nach Brünig, ferner der Niesen, die Kleine Scheidegg, Beatenberg oder Mürenen. Am nächsten liegt wohl der Harder, die dem Schweizer Publikum wenig bekannte Aussichtsanzel 500 m ob Interlaken.

Es wäre nicht recht, diesen Ueberblick zu schliessen, ohne mit ein paar Worten auf den Wasserort hinzuweisen. Man denke beispielsweise an die Segelschule Thunersee, wo Jahr für Jahr mehrere Hundert neue Segelschüler ausgebildet und mit dem Bootsführer-Ausweis ausgestattet werden. Man glänzt, segeln sei leicht, aber glauben Sie uns, es braucht weniger Kenntnis und ist leichter erlernbar, ein Auto zu führen als mit einer Segeljacht auf dem Thunersee zu kreuzen. Deshalb ist es auch interessanter und wäre es auch nur als Passagier. Dass man auf den oberländischen Seen auch rudern, paddeln, baden und fischen kann, versteht sich von selbst. Nicht selbstverständlich ist, dass man mit einem sogenannten Seehäufkur-Abonnement, das während acht Tagen gültig ist und nur Fr. 13.50 kostet, jedes beliebige Ausflugs- oder Kursschiff der Dampfschiffgesellschaft Thuner- und Brienersee benützen kann. Darum sei es hier erwähnt. Auch für Bach- und Flussfischer gibt es im Berner Oberland unendlich viele Möglichkeiten. Meine Gedanken fliegen hinauf ins Rosenlauiengebiet, so ich im Reichenbachfische, während die Anfänger-Klasse der Kletterschule Arnold Glattthard an ein paar mächtigen Felsblöcken die ersten Kletter- und Abseil-Versuche machte, ins Kondertal, an die Engstligen bei Adelboden oder ins Quellengebiet der Simme oberhalb Lenk. Die Simme ist ein Gewässer, das einen Sportfischer wirklich zu einem Ferienaufenthalt in der dortigen Gegend verlocken kann.

G. A. Michel

Dass man für jede Gelegenheit richtig gekleidet sein soll, ist eine alte Tatsache und bedeutet erst die volle Eleganz. Willy Roth, Spitalgasse 4, der Couturier für die elegante Dame, hat für jede Sportart schöne und passende Modelle geschaffen, die nicht nur elegant, sondern auch wirklich praktisch sind. Sie gewähren die nötige Bewegungsfreiheit, um ganz dem Sport zu huldigen, sind aber so geschmackvoll und schön gearbeitet, dass sie für jedermann eine Augenweide sind. Unsere Bilder zeigen: Oben: Ein hübsches Tenue für die Ferien am Wasser, das sich auf einer Segeljacht besonders gut ausmacht. — Unten: Das Golfkleid eignet sich in seiner bequemen und doch eleganten Form auch für Wanderungen in den Bergen.



(Photos Niederhauser, Bern)